

Sein Mündel

Originalroman von Rose Bernd

Nachdruck verboten.

Mein lieber Bert!

Sie gestatten, daß ich Sie noch einmal so nenne, wie ich es in alter Zeit tat, noch einmal nur, denn wenn dieser Brief in Ihre Hände gelangen wird, werde ich nicht mehr sein. Er wird nur abgeschickt, wenn die Operation, der ich mich unterziehen muß, meinen Tod herbeiführt. Ich fürchte, daß es der Fall sein wird — denn — meine Ärzte zeigen mir eine so auffallende Heiterkeit, eine so große Unbestimmtheit, nachdem sie mich erst gefürchtet, daß ich so spät zu ihnen kam. Sie wollen wahrscheinlich der Todesandocatin die Furcht vor dem Tode fortgeritzen. Aber sie sagen mir doch, daß es vor jeder Operation ratsam sei, sein Haus zu bestellen. Ich kann nicht sagen, daß mir die Aussicht auf einen nahen Tod keine kalten Schauer über den Rücken laufen läßt — die heroische Geste hat mir nie sehr gut gelegen — immerhin sehe ich jetzt in der höchsten Blüte meines Daseins und auf dem Gipfel der Erfolge, die mir erreichbar waren. Von mir, das weiß ich, denn ich kenne die Grenze meines Könnens, können die Erfolge nicht mehr übertroffen werden. Sie haben mich auch viel, sehr viel gekostet. Und was danach kommt, kann nur noch ein Rückschritt sein.

Doch nun zum Wichtigsten. Sie haben mir vielleicht noch nicht vergeben, Bert, daß ich Ihnen auf Ihre ernste, ehrliche Werbung damals einen Korb gegeben habe und Sie auch noch mit spöttischen Worten und ironischen Betrachtungen kränkte. Ach, lieber Freund, das war nur ein klägliches Verschmähen hinter meine eigene Schwäche. Ich wußte damals, daß ich den treuesten Freund verlieren würde, den ich je im Leben gehabt hatte, und es war bitter für mich, ihn hergeben zu müssen. Ach wie gern hätte ich ihn behalten, zum Trost für alle Missetaten meines Künstlerdaseins, das nach außen so glänzend schien und nach innen so öde und leer war. Sie waren mir viel mehr, als Sie es ahnten, nur das eine konnte ich Ihnen, gerade Ihnen nicht geben, was Sie von mir forderten. Und gerade weil Sie mir lieb geworden waren, im edelsten Sinne, nur ganz anders, wie Sie hofften, deshalb durfte ich Ihre Werbung nicht annehmen. Denn — Sie wären sehr unglücklich an meiner Seite geworden, sobald nur der erste Hauch verfliegen gewesen wäre. Das weiß ich bestimmt. Und warum? Was will ich Ihnen jetzt erst, angesichts des Todes, beichten, denn nur bei meinem Tode erhalten Sie diese Zeilen.

Also hören Sie mich an, Bert, ich habe Sie belogen, Sie und alle Welt. Ich war nicht, wie ich Ihnen sagte, als wir uns kennenlernten, im gleichen Alter mit Ihnen, also damals achtundzwanzig Jahre, sondern ich zählte bereits achtunddreißig Jahre und jetzt reichlich vierzig, während Sie jetzt dreißig Jahre alt sind. Kosmetische Mittel, und der Zwang meines Berufes, jung zu scheinen, täuschten Ihnen eine Jugend vor, die ich nicht besaß. Sie hatten geglaubt, ich sei jünger als Sie und staunten schon, als ich Ihnen sagte, ich sei so alt wie Sie. Sie wollten es nicht glauben. Wie viel weniger hätten Sie mir geglaubt, daß ich ein volles Jahrzehnt älter war als Sie. Deshalb konnten Sie auch nicht verstehen und wissen, daß meine Gefühle für Sie eher mütterlicher Art waren, wenn ich mich auch in Ihrem männlichen Schutze immer sehr wohl fühlte, weil ich nie einen solchen kennengelernt hatte. Ich danke Ihnen noch heute da-

für, daß Sie sich mit von einer so ehrenhaften ritterlichen Seite zeigte. Es hat mir wohl getan nach allen Erfahrungen, die ich mit dem sogenannten starken Geschlecht gemacht habe.

Aber ich durfte Ihnen an jenem Tage nicht einmal betennen, warum ich Sie abwies, weil es ein Geheimnis bleiben mußte, daß ich schon nahe an die Vierzig war — und — was ich Ihnen heute bekennen will — eine Tochter hatte, die damals schon dreizehn Jahre alt war. Diese Tochter stammte aus meiner kurzen, aber sehr unglücklichen Ehe mit einem Manne, der schon im ersten Jahre unserer Vereinigung einem schweren Unfall erlag. Wir hatten uns geheiratet, ohne daran zu denken, daß zu einer Ehe vor allen Dingen das nötige Einkommen gehört; da es uns fehlte, trieben Not und Sorge die heiße Leidenschaft, die uns zusammenführte, bald zum Hause hinaus. Trotzdem betrauerte ich den frühen Tod meines Mannes herzlich. Ich stand allein mit meinem Kinde, das kaum geboren war, und mußte nun versuchen, für uns beide den Lebensunterhalt zu verdienen und versuchte es auf alle mögliche Art, ohne vorwärtszukommen. Mein Kind mußte ich zu fremden Leuten geben, um arbeiten zu können. Und schließlich versuchte ich es beim Theater. Ich hatte das Glück, eines Abends bei Ertrankung einer berühmten Kollegin für diese einspringen zu dürfen, weil ich fabelhaft schnell lernte und gerade diese Rolle tagelang schon mit größtem Interesse verfolgt hatte. So gelang es mir, mit einem Schläge eine gute Position zu erringen, weil ich gefiel.

Ich kam vorwärts — aber — schwere Kämpfe hat es immer gekostet. Glücklicherweise war ich nur darüber, daß ich meine Tochter zu sehr netten gebildeten Leuten in Pflege geben konnte, deren einziger Sohn in Amerika lebte und die sich in ihrer Einsamkeit nach einem jungen Wesen sehnten. Die größte Bitterkeit aber verursachte mir der Umstand, daß ich die Existenz meiner Tochter verschweigen mußte. Mein Direktor verlangte es. Und je mehr Erfolg ich in meinen sehr jugendlichen Rollen hatte, desto nötiger war es, wie ich einjah, jung zu scheinen. Man durfte nicht erfahren, daß ich schon eine Tochter von damals acht Jahren besaß.

Als ich Sie dann später kennenlernte, lieber Bert, hätte ich Ihnen oftmals gern von meiner kleinen Neta erzählt, aber da war es schon sehr notwendig für mich geworden, den Schein der Jugend aufrechtzuerhalten. In meinem Rollensache darf man nicht alt werden. Je mehr ich in den Jungmädchenrollen Erfolg hatte und je mehr die Kritiker meine „sieghafte Jugend“ betonten, desto notwendiger war es für mich, zu verschweigen, daß ich Mutter einer schon heranwachsenden Tochter sei.

Ich durfte mein geliebtes Kind nur ganz im Geheimen sehen, und das hat mir sehr viel Herzweh bereitet, denn ich hing mit ganzer Seele an diesem einzigen Wesen, das zu mir gehörte. Sie glauben nicht, wie einsam man sein kann in einem Leben, in dem alle ein Anrecht auf uns zu haben glauben, während man auf keinen Menschen ein

Anrecht hat. Deshalb schloß ich mich vielleicht gerade so sehr an Sie an und weckte wohl dadurch in Ihnen die Hoffnung auf eine Vereinigung mit mir.

Aber nicht wahr, Bert, jetzt sehen Sie ein, daß ich Sie mit Ihren achtundzwanzig Jahren nicht zum Vater einer dreizehnjährigen Tochter machen können. Ich war mit meinen achtunddreißig Jahren mindestens fünfzehn Jahre zu alt für Sie. Vielleicht hätten Sie das damals nicht einmal eingesehen, aber später wären Sie dann um so unglücklicher geworden. Denn wenn Sie zehn Jahre später ein junger Mann in den besten Jahren gewesen wären, wäre ich eine Matrone von achtundvierzig Jahren gewesen und Sie würden der Stiefvater einer dreizehnjährigen Tochter gewesen sein. Um Sie damals möglichst schnell von Ihrer Leidenschaft für mich zu kurieren, mußte ich, da ich die Wahrheit verschweigen mußte, Spott und Ironie zu Hilfe nehmen. Damit, das glauben Sie mir, tat ich Ihnen nicht so weh, wie mir selbst. Sie reisten sehr erzürnt und ernüchtert ab — und ich mußte noch damit zufriedensein. Aber nicht wahr, lieber Bert, nun, da ich Ihnen diese Beichte abgelegt habe, werden Sie mir nicht mehr zürnen. Ich kenne Ihre vornehmen Charaktereigenschaften genug, um das als sicher annehmen zu können. So gut kenne ich Sie, daß Sie mich jetzt in meiner Not mit einer großen Bitte an Sie wende. Und damit komme ich zum eigentlichen Zweck dieses Schreibens.

Sollte ich jetzt sterben, lasse ich meine Tochter ganz einsam und verlassen im Leben zurück. Ihre Pflegereltern, bei denen sie eine gute Erziehung genossen hat, sind ihrem Sohne nachgezogen, nach Amerika, und ich habe meine Tochter deshalb seit einigen Wochen bei mir, weil ich nicht weiß, wohin mit ihr. Die Trennung fällt mir auch gerade jetzt, da ich krank bin, so schwer, daß ich sie hinauschieben möchte, solange es geht. Aber wenn ich sterbe, steht mein armes Kind dem Leben ganz hilflos gegenüber und ich bin in schwerer Sorge um ihre Zukunft. Keinen Menschen habe ich, dem ich so bedingungslos vertraue wie Ihnen, Bert. Ich kann meiner Tochter ein ganz bescheidenes Vermögen zurücklassen, denn wenn mein Einkommen auch gut war, brauchte ich auch viel. Außerdem wird das Geld durch die täglich fortschreitende Inflation immer mehr entwertet. Wie gesagt, ich bin in großer Angst um das Kind — und — da dachte ich an Sie. Darf ich Sie bitten, Bert, der Vermund meiner Tochter zu werden und sich ihrer ein wenig anzunehmen? Wenn Sie diesen Brief erhalten und ich also nicht mehr bin — darf ich Sie bitten, inhäufig bitten, schnell nach Berlin zu kommen und sich meiner Tochter anzunehmen? Ich habe noch dieselbe Wohnung, und Sie werden Neta bei Frau Berger, meiner Wirtin, finden. Ich habe meinem Kinde dieser Tage von Ihnen, als von meinem besten, treuesten Freunde erzählt, auf den sie in jeder Lebenslage vertrauen kann. Sie soll ganz bestimmt darauf bauen, daß Sie zu ihr kommen werden, wenn ich „krank im Sanatorium“ liege. Daß ich vielleicht sterben muß, wollte ich ihr nicht sagen, nur Frau Berger werde ich die nötige Weissung geben.

Habe ich meinem Kinde zuviel von Ihnen versprochen, lieber Bert? Nein, ich weiß, daß Sie kommen und meine kleine Neta vor völliger Verlassenheit bewahren werden. Irgendwie wird Ihnen das möglich sein. Es sollen Ihnen keine Kosten erwachsen, das kleine Kapital, das ich Neta hinterlasse, wird ausreichen, wenn Sie es gut anlegen, bis ihre Erziehung vollendet ist und sie auf eigenen Füßen stehen kann, sie ist sehr tapfer. Nur einen Menschen soll sie haben, der sie beschützen wird, auf den sie vertrauen kann. Daß Sie dieser Mensch sein werden, darauf baue ich ganz fest. Trotz Ihrer Jugend sind Sie verlässlich und vertrauenswür-

Die schönsten Mäntel
zu billigsten Preisen
bei
KRÜGER & WOLFF Pforzheim

Das Haus der eleganten
Herren-, Burschen-, Knaben-, Sport-Bekleidung
Stoffausschnitt



Gebr. Wilhelm
Pforzheim — Westliche 29

Du sollst nicht töten.

10 Novelle von Friedrich Möllenhof.

Mathilde war jetzt noch schmaler als früher, traurig und blaß, ihre Augen noch dunkler und schattenumrandet.

Spät eines Nachts kam Richard nach Hause; die Fenster waren schon alle dunkel, Rolf und Mathilde schlafen gegangen. Da fühlte er sich erleichtert, beruhigt.

Er nahm ein Buch und begann zu lesen. Er war gefesselt, und als es ihn zu frieren begann, zog er noch einen Mantel an und las weiter.

Da pochte es an die Tür, leise, flehend, und doch hastig und dringlich.

Und ehe er noch „herein“ sagen konnte, trat schon Mathilde ins Zimmer, gehegt und in höchster Erregung, Angst und Entsetzen im liebigen Blick.

Sie war nur flüchtig gekleidet, im Nachthemd, hastig ein Tuch um die Schulter geschlagen, bloße Füße. Haare hingen ihr wirr in der Stirn.

Wie Hilfe suchend, mit erhobenen Händen, flehenden Blickes trat sie zitternd Richard entgegen.

Er hatte sich hastig erhoben, starrte sie an mit erschrockenen Augen.

„Was — willst du? — Was — ist dir?“

Sie hefte zusammen, als weiche etwas von ihr in seiner Gegenwart. Stumm stand sie da, erschrocken, beschämt, ein armes, hilfloses Mädchen im Antlitz.

Er blickte ihr ernst, fast streng ins Gesicht, aus seiner Stimme klang es wie verhaltener Vorwurf:

„Sprich doch! Was willst du?“

Sie war ganz hilflos, verlegen, als sei ihr plötzlich etwas entfallen, was sie eben noch fürchtbar bedrängte, kammelte ratlos:

„Mir war so — fürchtbar — ich hatte so — Angst — Schnjucht — nach dir — ich weiß nicht — o Gott!“

„Aber Mathilde! — Um diese Stunde — und so!“

Nun erst schien ihr das Mangelhafte ihrer Kleidung bewußt zu werden, sie errödete tief, zog hastig fester das Tuch um die Schulter, preßte Füße und Knie zusammen, als wollte sie eines am anderen verbergen, senkte tief ihre Stirn, stammelnd: „O Gott — ich — wußte es nicht. — Es kam so — über mich — plötzlich — mußte — zu dir — oh!“

Da tat sie ihm leid und sie war auch rührend schön in all ihrer Hilflosigkeit und Scham, daß er sie schon umschlingen wollte, sie an sich ziehen und küssen.

Doch im letzten Augenblick schoß ihm noch wachsam kluge Ueberlegung durchs Hirn, er beherrschte sich wieder, trat ruhig und ernst zu Mathilde hin, legte ihr nur wie beruhigend leicht den Arm um die Schulter und sagte in überlegen tröstendem Tone: „Sieh, Mathilde, ich freue mich ja deiner Liebe — Zuneigung — wirklich — sehr. — Doch nein — das geht denn nun doch nicht — so — um Mitternacht. Siehst du, Mathilde, — Liebe, das ist ein ganz zartes Pflänzchen, muß wachsen und werden, langsam, Blättchen um Blättchen — da läßt sich nichts mit Gewalt erreichen, — sonst verdirbt nur alles. Das muß man wachsen und reifen lassen!“

„Ach — das war es ja gar nicht,“ stammelte sie nun noch hilfloser, trauriger. „Nein — das nicht — nicht allein — ich weiß nicht — o Gott — verzeihe mir nur!“

„Bewahre! Ich habe dir nichts zu verzeihen. Wir wollen nicht von Verzeihen reden. — Ich freue mich ja — wie gesagt — aber jetzt nicht wahr, jetzt bist du so vernünftig, du kleines, dummes Mädchen, und gehst zurück in dein Bettchen — und schläfst und träumst recht süß!“

Sieh, du erkältest dich ja!“ — Er drängte sie fast zur Tür. „Ganz bloße Füße, du liebes dummes Mädchen!“ ganz bloße Füße — auf den kalten Fliesen. Also gute Nacht! Und schlaf recht wohl!“

„Schlaf wohl,“ sprach sie leise, kaum hörbar, tonlos.

Dann schob er sie zur Tür. Eine Weile stand er stumm und regungslos, starrte nur irgendwohin in den Winkel, in Nichts. Dann begann er hastig durchs Zimmer zu schreiten, mit großen Schritten auf und nieder.

„Nein, so kann das nicht weitergehen. Was soll daraus werden? Nun kommt sie mir schon ins Zimmer, um Mitternacht, schrecklich! Lieb ich sie denn? — Sie ist mir ganz lieb gewiß — oder vielmehr — sie war es. Sie hat sich mir selber entfremdet — ja — es ist ihre eigene Schuld. Wohin soll das führen? — Liebe? — Das Wort sagt viel — und übrigens. Wenn ich sie wirklich liebte, was wäre denn anders. Heiraten kann ich sie doch nicht. Armer Teufel. Ein armes Mädchen — es wäre Torheit. Ich muß noch studieren, Jahre, — andere Städte, Länder, Menschen. — Mich binden? so jung? — Wozu denn? Die Welt ist doch so weit Das alles ist sinnlos Ein Ende muß werden. Auch sie wird es bald überwinden, vergessen. Man stirbt nicht so leicht an gebrochenem Herzen.“

So schlug er sich durchs Gestrüpp der Gedanken. Das andere aber verschwie er sich selber. Verfertigte es tief in den Abgrund, unterschlug es feig dem Gerichte. Als sei eine Stunde, als sei jener Augenblick nie gewesen.

Wieder stand er still im Zimmer, starrte in irgendein Wesenloses. Und wieder begann er zu schreiten, ruhelos, auf und nieder.

(Fortsetzung folgt.)

die, wie kein anderer Mensch, den ich kenne. Nicht wahr, Bert, Sie erfüllen die Bitte einer Frau, die Sie einst geliebt haben und die Ihnen nur zu Ihrem eignen Besten wehe getan hat.

Leben Sie wohl, Bert, und Gott möge Ihnen ein reiches volles Glück schenken an der Seite einer andern Frau, die zu Ihrer Jugend paßt. Das wünsche ich Ihnen in mütterlicher Zuneigung und Freundschaft. Ich grüße Sie zum letzten Male Ihre Mally Horvat.

Diesen Brief hatte Bertram Falk nach langer Zeit wieder einmal zwischen Papieren gefunden, unter denen er nach irgendwelchen Aufzeichnungen suchte. Und er hatte ihn wieder, wie schon oft, durchgelesen. Reichlich vier Jahre waren seit dem Tage vergangen, da er ihn erhalten hatte, vier Jahre, die er mit seinem Freunde, Professor Salms, auf einer Forschungsreise durch Tibet verbracht hatte. Er befand sich jetzt auf der Rückreise an Bord eines Ostindien-dampfers, den er von Bombay aus benutzte. Um seine Papiere zu ordnen, hatte er sich in seine Kabine zurückgezogen. Und dabei war ihm Mally Horvats Brief und auch ihre Photographie in die Hände gefallen. Diesen Brief hatte er damals, einige Wochen vor seiner Abreise nach Tibet, erhalten. Er nahm jetzt die Photographie auf und vertiefte sich in den Anblick des schönen Frauenantlitzes. Diese Frau hatte er einst wirklich mit allen Fasern seines Seins geliebt und begehrt.

Seitdem hatte dieser Brief damals auf ihn gewirkt. Die Eröffnung, daß Mally Horvat zehn Jahre älter war als er, erschien ihm unglaublich, noch unglaublicher, daß sie schon eine große Tochter hatte. Und tief erschütterte es ihn, daß sie nicht mehr am Leben war, denn sonst hätte er ihren Brief nicht bekommen. Als sie ihn zwei Jahre früher mit Ironie und Spott abgewiesen hatte, war er tief verletzt gewesen. Heiß, wie seine Liebe, war auch sein Groll gegen sie gewesen, und er war in tiefer Verbitterung von Berlin nach Leipzig abgereist, da er gerade in dieser Zeit einen Ruf als Privatdozent an die dortige Universität erhalten hatte.

Um seinen Schmerz und Groll zu erlösen, hatte er sich in seine Arbeiten vertieft und hatte später mit seinem Freunde, Professor Salms, der auch an der Leipziger Universität Vorlesungen hielt, den Plan gefaßt, eine Forschungsreise nach Tibet zu unternehmen. Diese Reise war schon fest geplant und vorbereitet, als Mally Horvats Brief in seine Hände gelangte, und dieser Brief wühlte noch einmal alles in ihm auf, was er für diese Frau gefühlt, was er um sie gekümmert hatte. Aber ihre Besuche verwickelte allen Groll gegen sie und überzeugte ihn, daß sie recht getan hatte, als sie ihn abwies.

Es blieb nur ein tiefes Mitleid mit ihr zurück, und dieses Mitleid übertrug sich auch auf ihre hilflos zurückgelassene Tochter. Ihre Bitte zu erfüllen, erschien ihm wie ein Vermächtnis, dem er sich nicht entziehen durfte, obwohl er vorläufig nicht recht wußte, wie er sich der kleinen Neia annehmen sollte. Und außerdem war er gerade stark mit einer anderen Angelegenheit beschäftigt. Sein Vater hatte ihm, als er im Jahre 1913 starb, ein sehr ansehnliches Vermögen hinterlassen, das in guten mündelsicheren Staatspapieren angelegt war. Bertram Falk hatte davon immer nur einen Teil der Zinsen verbrocht, und als er in den Krieg ziehen mußte, mitten aus seinem Studium heraus, hatte er diese Papiere ruhig im Depot einer Bank belassen. Als er aus dem Felde zurückkam, setzte er seine Studien mit verstärktem Eifer fort und verbrauchte auch dann noch nicht seine Zinsen. Das geschah erst, als er nach Beendigung seiner Studien Mally Horvat kennenlernte. Nicht etwa, daß sie kostbare Geschenke von ihm angenommen hätte, aber er überhäufte sie mit kostbaren Blumenstücken und besuchte spielerische Vergnügungen mit ihr. Um ihr nur ein Lächeln abzulocken, streute er das Geld mit vollen Händen aus, bis sie ihm einmal ernsthafte Vorhaltungen darüber machte, und ihm erklärte, es sei ihr viel lieber, wenn sie zweilen eine stille Stunde mit ihm verplaudern könne. Keinesfalls hatte er auch damals über seine Verhältnisse gelebt, und das ihm vor seinem Vater hinterlassene Vermögen war noch völlig unerschöpft, als er mit seinem Groll nach Leipzig ging.

Aber dann setzte langsam und doch unaufhaltsam die allgemeine Geldentwertung ein, und Bert fürchtete, daß sein Vermögen während seiner jahrelangen Abwesenheit mehr und mehr zu Wertlos werden könne. Deshalb hatte er nach einer Gelegenheit gesucht, sein Vermögen so anzulegen, daß es wertbeständig blieb. Zufällig war ihm damals ein hübsches und ertragreiches Schloßgut in Thüringen zum Kaufe angeboten worden, und kurz entschlossen hatte er seine mündelsicheren Papiere verkauft und das Schloßgut Dornfels erworben. Gerade in der Zeit, als er Mally Horvats Brief erhielt, war der Kauf abgeschlossen worden, und er war eben von einem längeren Besuch in Dornfels nach Leipzig zurückgekehrt. Da er selbst nichts von Landwirtschaft verstand und außerdem auf Jahre hinaus nach Tibet gehen wollte, hatte er auf Anraten des früheren Besitzers von Dornfels, des Grafen Dornfels, dessen langjährigen Verwalter Heimis in seiner Stellung belassen. Er wurde ihm als sehr tüchtig und zuverlässig geschilbert und mochte ihm auch selbst in seiner aufrechten, offenen Art einen sehr vertrauenswürdigem Eindruck. Die Frau und die siebzehnjährige Tochter des Verwalters erbieten sich, während seiner Abwesenheit auch im Schloß zu wohnen nach dem Rechte zu sehen, soweit ihnen die Bewirtschaftung des Gutes dazu Zeit ließe, denn überflüssige Dienstboten sollten entlassen werden, damit der Etat nicht unötigerweise belastet wurde.

Und so glaubte Bert Falk, das Mögliche getan zu haben, um sich vor gänzlicher Verarmung zu schützen, ohne zu ahnen, wie notwendig seine Maßnahme gewesen war. Wenn er, wie er hoffte, nach Jahren mit reicher Forscherbeute von Tibet heimkehrte, dann wollte er in Schloß Dornfels in Ruhe ein großes Werk über die Ergebnisse dieser Forschungen schreiben.

Soweit war er mit seinen Plänen gekommen, als ihn Mally Horvats letzter Brief damals nach Berlin rief. Nachdem die Erregung, die dieser Brief in ihm ausgelöst hatte, bezwungen war, raffte er sich auf und ging zu seinem Freunde, Professor Salms. Er teilte ihm mit, daß er auf einige Tage in „Familienangelegenheiten“ nach Berlin reisen müsse und verabschiedete sich von ihm.

In Berlin angekommen, fuhr er sogleich nach der ihm wohlbekannten Wohnung Mally Horvats.

Während der Reise hatte er sich den Kopf zerbrochen, in welcher Weise er sich Neia Horvats annehmen könnte und war schließlich auch zu einem Resultat gekommen.

Von dem ehrlichst Willen, zu helfen, besetzt, kletterte er die Treppen zu der Wohnung Mally Horvats hinauf. Ihre Besuche hatte alle Bitterkeit aus seinem Herzen genommen, und er wollte das Andenken an die Frau, die er einst so heiß geliebt hatte, damit ehren, daß er ihren letzten Wunsch bedingungslos erfüllte.

Und nun stand er vor der Wohnungstür, an der außer

Mally Horvats Namensschild noch das einer Emma Berger angebracht war. Frau Berger gehörte eigentlich die Wohnung, und sie hatte nur vier möblierte Zimmer an die Schauspielerin Horvat abgegeben, weil sie nach dem Tode ihres Mannes darauf angewiesen war, sich ihren Lebensunterhalt dadurch zu verdienen. Mally Horvat war auch bei ihr zugleich in voller Pension.

Mally Horvat hatte die vier Zimmer ein wenig nach ihrem eigenen Geschmack verschönt und aus Eigenem manches dazugegeben, um sie behaglicher zu machen, aber ein großer Luxus herrschte trotzdem nicht in der Wohnung der Schauspielerin, das hatte jedoch Bert Falk sehr gefallen, denn es galt ihm als ein sicheres Zeichen, daß Mally ihre Schönheit nicht verkauft hatte, sondern nur von ihrer Gage lebte. Es wurde ihm nun auch klar, daß sie sich trotz ihres guten Einkommens einen größeren Luxus nicht hatte leisten können, da sie ja noch den Unterhalt für ihre Tochter bestreiten mußte.

(Fortsetzung folgt.)

Politische Wochenchau

In Belgrad ging's wieder einmal recht schlimm zu. Die Vorgänge in der Skupstina hatten eine verzeufelte Ähnlichkeit mit den Schiebereien im „Wilden Westen“. Ein rabiatier Abgeordneter Ratschich, noch ziemlich unbeleckt von der europäischen Kultur, schoß — wohlverstanden nach vorausgegangener Ankündigung — fünf Kugeln los. Hierdurch wurden zwei Abgeordnete getötet, zwei schwer und einer leicht verwundet. Unter den Schwerverletzten ist Stephan Raditsch, der unumschränkte Bauernführer und Abgott der Kroaten. Ihm galten die Schüsse. Seine Freunde deckten ihn mit ihren Leibern und haben dafür ihr Leben gelassen.

Wer ist dieser Stefan Raditsch? Ein Bauer von ungeheurer, aber auch ungeordneter Weisheit, hinreißender Beredsamkeit, unbegrenzter Leidenschaftlichkeit, ein glühender Patriot, der um die Gleichberechtigung seiner Landesleute, der Kroaten, in dem vereinigten „Königreich der Serben, Slowenen und Kroaten“, wie auch um den kroatischen Anteil an der Adria kämpft, ein Todfeind Mussolinis und damit auch ein Gegner der Rattuno-Verträge, deren Ratifizierung durch das südslawische Parlament er um jeden Preis verhindern will. Kurz: Raditsch ist der größte Faktor in der südslawischen Politik, ein ungeheurer Block, um den weder Freund noch Feind herum kann.

Wie wird's nun weiter gehen? Am Grabe der beiden ermordeten Bauernabgeordneten in Agram legten die Kroaten den fürchterlichen Schwur ab: „Wir werden sie rächen“. Da kann noch allerlei passieren, wenn nicht — die Regierung in Belgrad rechtzeitig einlenkt. Aber wie? Es bleibt ihr nur die Wahl zwischen Mussolini und Raditsch übrig. Das ist keine leichte Aufgabe. Denn Südslawien ist klein und muß deshalb sich möglichst gut mit dem großen italienischen Nachbar stellen, auch schon deshalb, weil London sonst kein Geld pumpen will.

Am Sonntag hat die französische Kammer eine ihrer allerwichtigsten Sitzungen gehalten: sie hat das Stabilitätsgesetz angenommen. Nicht als ob der französische Franken noch nicht „stabil“ gewesen wäre. Nein. Seit etwa 20 Monaten bewegt er sich zwischen 122—123 (Franken für ein Pfund Sterling). Poincaré hätte also schon früher die gezielte Festigung des Frankens herbeiführen können. Aber er wollte es nicht. Erstens hofften die Rentner — und Frankreich ist ein Rentnervolk — immer noch auf eine Besserung des Frankens, der nur noch den fünften Teil seines Vorkriegswertes hatte. Und Poincaré wollte den guten Leuten diese Hoffnung nicht vor den Wahlen nehmen. Zweitens wollte er die Parteien unter dem Reiz der kommenden Stabilisierung beieinander halten. Und das ist dem großen Schlaumaker ganz vorzüglich gelungen.

Also der französische Franken ist stabilisiert. 124,20 Franken gleich 1 Pfund (also etwa 6,00 \mathcal{M} gleich 1 Franken). Das ist heute das große Ereignis in Frankreich, hinter welches alle andere Fragen, auch die schwebenden außenpolitischen Streitpunkte (z. B. die uns Deutschen ganz besonders am Herzen liegende Rheinlandräumung) zurücktreten. Freilich, nun kommt bald auch die Kehre dieser erfreulichen Medaille. Die Millionen von Rentnern machen ein bitter-saures Gesicht. Ihr sauer erworbenes Vermögen ist auf ein Fünftel abgeschrieben, unwiderruflich und unwiderrücklich. Das tut weh. Unsere Rentner können auch ein trauriges Lied hierüber singen. Nur sind sie viel hundertmal schlimmer betroffen als ihre französischen Schicksalsgenossen. Nicht genug. Jetzt werden die Beamten, die Pensionäre, die Vermieter, die Verpächter, die ausländischen Gläubiger u. a. sich melden und um Aufbesserung oder Aufwertung rufen. Auch an einer Kleinrentnerhilfe wird der Vater Staat nicht vorbeikommen. Wie wird's dann gehen? Wie werden sich die Parteien in der Kammer dazu stellen? Neue Einnahmen kann man aber nur durch höhere Steuern schaffen. Und das ist sehr unpopulär. So groß auch der Vorteil einer Stabilisierung ist, namentlich für die Sicherheit im Geldverkehr, so bedenklich sind auch die Nachteile für die sogenannten „Betrogenen“. Ob dann die Poincaré'sche Union beieinander bleibt?

Inzwischen ist in Paris wie in anderen Hauptstädten die Kelloggnote 2 eingelaufen: im Texte selbst unverändert, nur in der Präambel etwas deutscher gefaßt und auch an einen größeren Kreis von Ländern gerichtet, nämlich diesmal an Frankreich, Belgien, die Tschechoslowakei, Großbritannien, Island, die britischen Dominien und Indien, Deutschland, Japan und Polen. Die Präambel (Einführung) beruft sich auf die Ueberzeugung, daß die Zeit gekommen sei, einen offenen Verzicht auf den Krieg als Werkzeug nationaler Politik auszusprechen, um die jetzt glücklicherweise zwischen ihren Völkern bestehenden friedlichen und freundschaftlichen Beziehungen dauernd aufrecht zu erhalten. Dabei wird in der Note, die vom Vorkämpfer der Vereinigten Staaten Schurman dem Auswärtigen Amte in Berlin überreicht worden ist, noch betont, daß das Recht der Selbstverteidigung keinesfalls beschränkt oder beeinträchtigt, daß die Völkerbundsatzung, wonach ein Völkerbundsmitglied zum Exekutionkrieg verpflichtet werden kann, nicht berührt, auch daß die Locarno-Verträge durch den Antikriegspakt nicht betroffen würden. Diese Vorbehalte scheinen aber Frankreich nicht zu genügen. Sie ständen nur im Begleitschreiben; sie müßten in den Vertragstext selbst aufgenommen werden. Also wiederum Bedenken! Frankreich kann niemand es recht machen. Und doch kann man in Paris nicht oft und viel genug von dem „friedliebenden Frankreich“ schwärmen. So ist's auch in Sowjetrußland. Hat doch un-

längst die russische Regierung, die bekanntlich seinerzeit recht radikale Abrüstungsanträge in Genf stellen ließ, eine zweite „militärische Woche“ für ganz Rußland ausgeschrieben. Jeden Tag würden, schreibt die „Iswestia“, neue Tatsachen bekannt, die zeigen, daß wir an der Schwelle eines neuen Krieges ständen. Also es wird dort wie in Polen tatsächlich drauf losgerüstet. Daneben geht der Kampf gegen die Religion. So hat die Regierung jetzt ein Gesetz erlassen, nach welchem jede religiöse Betätigung verboten ist. Aus den Bibliotheken sind jede religiösen Werke zu entfernen. Keinerlei kirchliche Handlung darf vorgenommen werden, mit Ausnahme in den Spitälern, Gefängnissen und bei Sterbenden. Das ist der Kampf zwischen Kreuz und Sowjetstern. Und dennoch und vielleicht gerade deswegen hängt der russische Bauer erst recht an seiner Religion. Jedenfalls mehrte sich unter dem Sowjetstern das Sektenwesen in unerwarteter großer Ausdehnung.

In Deutschland ist man mit der Regierungsbildung immer noch nicht im Reinen. Die Große Koalition ließ sich nicht schaffen. Die 22 Sachverständigen haben auch nichts fertig gebracht. Jetzt hat der neue Reichskanzler, der Sozialdemokrat Hermann Müller-Franken, ein „Kabinett der Persönlichkeiten“ mit knapper Not zusammengestellt. Also keine „Koalitionsregierung“, die von Koalitionsparteien gedeckt werden kann, sondern ein Kabinett, das von Fall zu Fall seine Mehrheit sich suchen muß. Dabei hat die Sozialdemokratie die Führung. Eine andere Lösung scheint in der gegebenen Lage nicht möglich. Also eine unsichere Sache. Wie ganz anders ist das in der Schweiz oder in Amerika, den klassischen Ländern der Demokratie. Da gibt's keine Regierungsstrifen. Man könnte solche Staaten um ihr Glück beneiden. W. H.

Die Notlage der Zeitungen. Wiederum beginnt das Sterben in deutschen Blätterwalde und beweist, daß die Zeitungsherausgeber durchaus nicht so auf Rosen gebettet sind, wie die meisten Leute meinen. So hat das in Espingen seit Jahren erscheinende „Tagblatt für Elsenz und Kraichgau“ auf 1. Juni sein Erscheinen eingestellt. Auch das „Sinsheimer Tagblatt“ in Sinsheim mußte als ein Opfer der schweren Zeitlage eingehen. Auch in Württemberg zeigen sich ähnliche Erscheinungen und sind besonders diejenigen kleineren Zeitungen gefährdet, die sich verleiten ließen, ihre Erscheinungsweise ohne Rückhalt genügender Anzeigen zu vermehren oder die amtlichen Befanntmachungen ganz ungenügend bezahlt bekommen; es gibt tatsächlich Amtsblätter in kleineren Oberamtsstädten, wo der Verleger bei jeder Nummer, in der die amtlichen Anzeigen erscheinen, nicht nur nichts an diesen verdient, sondern noch zulegt. Und das im sozialen Zeitalter! Eine ganz schlaue Amtskörperschaft bezahlt z. B. ihrem Amtsblatt sage und schreibe 80 Reichspfennige pro Erscheinungszahl. Es lebe das „goldene“ Handwerk!

Die schönsten Sommerkleider in größter Auswahl zu billigsten Preisen im Modenhaus Altwater b. d. Trinthalle.

Henke
Zum Einweichen
der Wäsche nur
Henke
Henke's
Wasch- und
bleich Soda

Henke-bleichsoda macht das umständliche Vorwaschen der Wäsche überflüssig. Ueberlegen Sie bitte, wieviel Zeit und Arbeit Sie dadurch sparen können.

Korbmöbel
Mercedes Mercedes, Lorch i. Wrt.

Günstig ab Fabrik an Private. Bequeme Teilzahlung. Reichhaltig. Katalog auf Wunsch.

Beli
das vollkommenste Spezial-Schutzmittel gegen Bremsen, Stechmücken und andere Insekten. Schützt das Vieh vor diesen Quälgeistern und erhält es gesund und leistungsfähig. Besser als Bremsenöl! Kein Haarausfall! Nicht klebend! Erfolg überraschend! Billig im Gebrauch! Ueberall erhältlich.

ORIENT-TEPPICHE
HOPF
KAUFEN
KENNER BEI
Stuttgart, Neckarstr. 47

Gummi Spezialgeschäft
Josef Bamb
Sämtliche Artikel zur Kinder- und Krankenpflege
Alle technischen Gummiwaren
Spezialität:
Pforzheim, Baumstraße 11 Gartenfläuche

Musikhaus Griessmayer
Tel. 1058 Pforzheim Westliche 9
Altbekannte Bezugsquelle
für alle Musik-Instrumente